

Katja Kauer

Feministisch lesen

Eine Einführung mit Lektüretools
und Textbeispielen

narr STUDIENBÜCHER

narr/f
ranck
e\atte
mpto

PD Dr. Katja Kauer ist Literatur- und Kulturwissenschaftlerin mit einem Schwerpunkt auf Gender- und Queer Studies. Sie vertritt im akademischen Jahr 2024/25 zum Teil die Professuren für die Literatur des 18. und 19. Jahrhunderts am Deutschen Seminar und die Professur für Gender Studies am Englischen Seminar der Universität Tübingen. Einen Schwerpunkt ihrer Arbeit bilden philosophische Fragestellungen in ihren populärkulturellen Zusammenhängen. 2019 ist von ihr das Studienbuch *Queer lesen* erschienen, 2022 *Verzweiflung im 18. Jahrhundert*. Derzeit arbeitet sie an der Re-Visitation des Kanons und zum Liebesdiskurs zwischen Früher Neuzeit und Gegenwart.

narr STUDIENBÜCHER
Literatur- und Kulturwissenschaft

Zugänge – Reflexionen – Transfer

Katja Kauer

Feministisch lesen

Eine Einführung mit Lektüretools und Textbeispielen

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.dnb.de> abrufbar.

DOI: <https://doi.org/10.24053/9783823395706>

© 2024 · Narr Francke Attempto Verlag GmbH + Co. KG
Dischingerweg 5 · D-72070 Tübingen

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Alle Informationen in diesem Buch wurden mit großer Sorgfalt erstellt. Fehler können dennoch nicht völlig ausgeschlossen werden. Weder Verlag noch Autor:innen oder Herausgeber:innen übernehmen deshalb eine Gewährleistung für die Korrektheit des Inhaltes und haften nicht für fehlerhafte Angaben und deren Folgen. Diese Publikation enthält gegebenenfalls Links zu externen Inhalten Dritter, auf die weder Verlag noch Autor:innen oder Herausgeber:innen Einfluss haben. Für die Inhalte der verlinkten Seiten sind stets die jeweiligen Anbieter oder Betreibenden der Seiten verantwortlich.

Internet: www.narr.de

eMail: info@narr.de

Druck: Elanders Waiblingen GmbH

ISSN 2627-0323

ISBN 978-3-8233-8570-7 (Print)

ISBN 978-3-8233-9570-6 (ePDF)

ISBN 978-3-8233-0509-5 (ePub)



Inhalt

Vorwort	9
1 Einleitung	13
1.1 Sind <i>Gender Studies</i> immer feministisch?	13
1.2 <i>Gender Studies</i> als Eindämmung feministischer Diskurse	18
1.3 Fließende Übergänge	24
1.4 Anerkennung als Objekt oder Subjekt – Immanenz vs. Transzendenz	32
2 Was Frauen verrückt macht: Die dreifache Verstrickung/ <i>Triple Entanglement</i> von Weiblichkeit in der Spätmoderne	45
3 Internalisierte Misogynie und Toxische Weiblichkeit	63
3.1 Toxische Weiblichkeit	80
4 Der/die innere Richter/in, der männliche Blick auf sich selbst als Selbstobjektivierungspraktik	85
4.1 <i>Male gaze</i>	85
4.2 <i>The patriarchal Other</i>	88
4.3 <i>The pornographic gaze</i>	97
4.4 <i>The Digital Other</i>	112
4.4.1 <i>Digital Other</i> als narratologisches Phänomen	116
5 Das pseudo-konkrete Begehren als phallisches Phantasma	123
5.1 Die heterosexuelle Beziehungsstruktur und die Reinheit der Frau ...	124
5.2 Weibliches Begehren als <i>willful act</i>	128
6 Emotionaler Kapitalismus als heteromaskuline Praktik	147
6.1 Die schwache männliche Position und der heteromaskuline Zwang zur <i>Asshole</i> -Pose	157
7 Aporien der spätmodernen Geschlechterdifferenz und deren (scheinbare) Auflösung im Genre des <i>Mommy Porn</i>	167
7.1 Schwachsinnige Geschichten als Antwort auf schwachsinnige Rollenvorgaben	176

8	<i>Girl Crush</i> : das homosoziale Bonding als feministische Praxis	189
8.1	Die „Zwangsheterosexualität“ unterlaufen: Homosoziales Begehren und <i>Girl Crush</i>	206
9	Schlusswort: „Frauenliteratur“ und ein feministischer Blick auf ihr Potential?	213
9.1	Eine feministische Re-Visitation	215
9.2	<i>Feminine, feminist, female</i>	224
9.3	Der Zauber von Boženas Figurierung – dem patriarchalen Blick verborgen?	226
	Literaturverzeichnis	239
	Primärliteratur	239
	Sekundärliteratur	242
	Internetverweise	246



Vorwort

Scarborough, 1. August 2023. Es ist ein verregener Sommertag in Mittelengland, einem ehemaligen ‚viktorianischen Kurort‘, wie es heißt. Hier lässt sich Anne Brontës Grab finden, der Ort liegt somit auf der Karte einer gynozentrischen Literaturgeschichtsschreibung, allerdings waren es nicht die Texte der Brontës, die mich zu dem folgenden Buch inspiriert haben. Nach anstrengenden und zeitraubenden Korrekturarbeiten am Buch, was bekanntlich zu den eher unerfreulichen Aufgaben nach Abschluss eines Manuskripts gehört, gönne ich mir noch den Besuch des Barbie-Films (Regie: Greta Gerwig, USA 2023), der, zumindest in Deutschland, vor zwei Wochen angelaufen ist und den ich bisher noch nicht die Zeit gefunden hatte zu sehen. Einige meiner Freundinnen waren schon drin, ich will ihnen nicht länger nachstehen. Obwohl der Film in Scarborough unter der Woche mehrfach am Tag gezeigt wird, die Stadt nicht besonders groß ist, ist auch diese 17-Uhr-Vorstellung sehr gut besucht. Menschen unterschiedlichen Geschlechts und Alters drängen sich in den Kinosaal. Ich möchte den Besuch des Films nicht empfehlen oder gar für die Lektüre des Buches voraussetzen. Es handelt sich um eine komödiantische Dekonstruktion des Barbie-Mythos. Wem der Feminismus dieses Machwerks fragwürdig erscheint, wird gute Gründe dafür finden. Barbie hat sich zwar von den vor der zweiten Welle der Frauenbewegung als zentral geltenden Eigenschaften wie Fürsorge und Mütterlichkeit emanzipiert, ihr Erfolg beruht aber auf dem Besitz eines schön ausgestalteten Körpers. Sie ist das, was wir eine postfeministische Gestalt nennen könnten, denn sie zeigt sich einerseits als feministischen Idealen verpflichtet, doch andererseits stellt erst einmal nur ihr Äußeres die Hauptquelle ihrer Identität dar, was anti-feministisch anmutet. Dieser sogenannte Postfeminismus, wie er uns seit mehr als 20 Jahren medial begegnet, besteht darin, dass sich Frauen zwar bestimmte Errungenschaften der Frauenbewegung (zum Beispiel ökonomische Autonomie) zu eigen machen konnten, jedoch nur, um ihre gewonnene Autonomie dann an die weibliche Rollenkonformität im Patriarchat (die Rolle des sexuellen Objekts) zu verraten, was als Freiheit, Wahl usw. annonciert wird. Die scheinbare Freiheit einer Barbie, alles zu sein und zu tragen, was sie will, ist genau betrachtet eine völlige Unfreiheit und ein selbstgewähltes Einfrieren auf die Rolle des Beschauungsobjekts im *male gaze*, obwohl faktisch natürlich vor allem Mädchen sie beschauen und bestaunen, und kaum erwachsene Männer mit ihr spielen. Das Barbie-Universum wird jedoch filmisch so artifiziell und wirklichkeitsfremd ausgestaltet, dass wohl niemand der neoliberalen Utopie von Barbies als Präsidentinnen, Geschäftsfrauen, Wissenschaftlerinnen usw., die alle supersexy aussehen und supererfolgreich sind, einen ernstgemeinten feministischen Gehalt zuschreibt, zumal der Film offen ausspricht, dass jenseits der Spielzeugwelt nicht allen Frauen alles so einfach möglich ist. Der Feminismus ist nicht in Barbies Plastikwelt zu suchen, aber in der Dramaturgie des Filmes findet er sich m. E. dann doch. Denn tatsächlich sehe ich eine Koinzidenz zwischen dem Abschluss von *Feministisch lesen* und diesem Kinobesuch. Denn auch,

wenn es sich nur um einen populären Hollywoodfilm handelt, der Film mitnichten kapitalismuskritisch ist und die Diversität der Figuren zu wünschen übriglässt, sah ich doch einen typischen Frauenfilm – in einem nicht abschätzigen Sinn des Wortes. Ja, ich möchte sagen, *Barbie* ist ein gynozentrischer Film. Darin geht es nicht um Heterosexualität, um männliche Helden, sondern die Handlung kreist darum, was es heißt, als weiblich gelesen zu werden. Der Film behandelt weibliche Selbstwahrnehmung, Selbstentwürfe, die weibliche Selbstobjektifizierung, den *male gaze*; im Zentrum stehen homosoziale Beziehungen zwischen Frauen, und die Frage, wie Frauen sich finden und wie sie einander spiegeln. Weder die männlichen Helden noch die heterosexuelle Beziehung bilden einen Fokus. Die weibliche Hauptfigur wird nicht durch das männliche Gegenüber (Ken) definiert, nein im Gegenteil, sie überstrahlt ihren männlichen Partner in jeder Hinsicht. Ken gibt es nur, weil es Barbie gibt, nicht anders herum. Ein *Leading Man* (ein klassischer Hauptdarsteller) im Hollywoodkino der Gegenwart zu sein, wie es der Darsteller von Ken, Ryan Gosling, zweifellos ist, bedeutet auch, Rollen annehmen zu können, die gängige Männlichkeitskonstrukte ins Lächerliche verkehren und in denen er sich von Schauspielerinnen wie Margot Robbie überstrahlen lässt. Ein *Leading Man* der Gegenwart muss in der Lage sein, Männerrollen zu spielen, die jeder phallischen Qualität entbehren. Willkommen im Kino des 21. Jahrhunderts! Es geht in diesem Film um eine, so gefährlich diese Attribuierung auch ist, weibliche Weltanschauung, also um etwas, das bisher nicht das Hauptinteresse der medialen Produkte in einer patriarchalen Gesellschaft ausmachte – und nebenbei bemerkt auch nicht das Hauptinteresse germanistischer Literaturrezeption. Mit *Barbie* wird Weiblichkeit gefeiert, hinterfragt und umgedeutet. Männer und Männlichkeitsbilder sind erfrischenderweise, ich sagte es schon, nur Randerscheinungen. Ein heterosexuelles *Happy-End* wird zugunsten der weiblichen Selbstfindung völlig ausgespart, aber auch nicht vermisst. *Barbie* wird sie selbst, nicht Teil eines romantischen heterosexuellen Paares, wohl aber lebendiger Teil einer Frauenfreundschaftsbeziehung. Der Film erweist sich als so publikumswirksam, dass er Besucher*innenrekorde brach. Ich bin nicht so naiv, eine Rezeption meines Bandes zu erwarten, die die Rekorde am wissenschaftlichen Buchmarkt bricht. Wohl aber weiß ich, dass *Feministisch lesen* demselben Zeitgeist wie der *Barbie*-Film entstammt. Es besteht der Wunsch danach, sich konkret und kreativ mit bestehenden Weiblichkeitsbildern auseinanderzusetzen, ihre patriarchalische Deformation zu hinterfragen und bestimmte Aspekte von Weiblichkeitsdarstellungen neu und positiv zu lesen. Der *Barbie*-Film erweist sich als eine neue Lesart einer künstlich geschaffenen Frauenfigur, die wie ein Fetischobjekt aussieht, aber von der durch die Autor*innen des Films mehr erzählt wird und in die mehr hingedeutet werden kann als die Tatsache, dass die Proportionen von *Barbiepuppen* die Vorstellung von attraktiver Weiblichkeit völlig verzerren können und schier absurd sind. Wohlwollend lässt sich vielleicht sagen, dass die Dramaturgie, den herkömmlichen feministischen Diskursen gemäß, die der zweiten Welle der Frauenbewegung zu verdanken sind, auf ein *Consciousness Raising*/eine Bewusstseinsbildung zielt, die zum Abbau von Konflikten zwischen Frauen (im Film zum Beispiel ein klassischer Mutter-Tochter-

Konflikt) führt. Durch *Consciousness Raising* werden weibliche Probleme nicht als isoliert und persönlich betrachtet, sondern systematisch, nämlich als Formen von patriarchalischer Unterdrückung behandelt. Feministisches Bewusstsein zu schärfen bedeutete während der zweiten Welle der Frauenbewegung, sich mit den Fragen anderer Frauen zu identifizieren und sich, trotz aller Verschiedenheit unter Frauen, miteinander gegen das Patriarchat zu solidarisieren. Diese Solidarität ist nun nicht mehr ein Zeichen von marginalisierten Gruppen (Feminist*innen, Lesben etc.), sondern in der Mitte der Gesellschaft angekommen. Die Stärke und Schönheit von weiblich-weiblicher Solidarität ist auch heute noch (oder gerade heute wieder, wenn wir uns die Gegenwartsliteratur anschauen) ein beliebtes Motiv in der „Frauenliteratur“. Diese hat sich von der romantischen Liebesgeschichte zwischen Mann und Frau zusehends emanzipiert, andere Beziehungen und Lebensprojekte werden dort gleichberechtigt verhandelt, andere Frauen werden von der Hauptfigur nicht immer nur als Konkurrentinnen, sondern als wichtige Partnerinnen, Freundinnen, Vorbilder begriffen. Der Wunsch nach feministischen Lesarten und Weltanschauungen, nach einem Hinterfragen postfeministischer Schöntuerei, zeigt mir *Barbie*, ist eben auch Hollywood nicht mehr fremd, und tatsächlich ließen sich an dem Filmwerk einige *Tools*, die ich in diesem Band vorstellen werde, erproben. Das, was ich als ‚internalisierte Misogynie‘ und als ‚triple entanglement‘ in den folgenden Kapiteln konzeptualisiere, lässt sich auch dort finden, besonders auffällig wird jedoch das raumgreifende Thema der Homosozialität, weiblich-weibliches Bonding, verhandelt; etwas wie homosoziale Romantik trägt diesen Film – und begeistert dessen Publikum.

Es wäre mir eine große Freude, wenn *Feministisch lesen* dazu dienen könnte, dass wir Weiblichkeit begeisterter rezipieren, uns kritisch, aber nicht abschätzig der Darstellung von Frauenfiguren in der Gegenwart stellen können und die Widersprüche, die weibliche Figuren offenbaren, besser verstehen. Das Buch soll helfen, uns unserer *unconscious bias*, unserer unbewussten Vorurteile, die wir über Weiblichkeit erlernt haben, bewusst zu werden, damit wir die Chance ergreifen können, patriarchalische Ressentiments dort aufzudecken und zu kritisieren, wo wir sie nicht vermutet haben.

Ich danke allen, die mich bei der Fertigstellung des Buches unterstützt haben, vor allem den Teilnehmer*innen meiner Lehrveranstaltungen (u. a. in Tübingen, Fribourg), in denen ich seit mehreren Semestern einige *Tools* an den hier erwähnten literarischen Beispielen, aber auch an anderen Texten, erprobt, gelehrt und weiterentwickelt habe. Die Resonanz auf meine Konzepte hat mich bewogen, sie niederzuschreiben, um sie weiteren Studierenden zugänglich zu machen.

Ich danke dem Narr-Verlag für die erneute Zusammenarbeit und für die Offenheit dem Thema gegenüber. Unter ‚feministisch‘ wird, anders als unter ‚queer‘, nicht unbedingt etwas Zeitgemäßes, gar Innovatives verstanden. Der Begriff ist kein Modewort im akademischen Kontext, feministische Literaturwissenschaft wird in den 1980er Jahren verortet, aber wie hier dargelegt, halte ich feministische Lektüren für ebenso zeitgemäß wie *queere*, ja mehr noch, ich glaube, dass sich die Kritik am Patriarchat und an der Heteronormativität gegenseitig stützen und beflügeln können und dass besonders die

Gegenwartsliteratur zu diesen Leseweisen geradezu herausfordert. Aus diesem Grunde werden an einige Stellen auch Parallelen zu der etwas älteren Publikation anklingen.

Ich bedanke mich bei Arnd Beise, der mir bei der Korrektur des Manuskripts geholfen hat und dessen sachliche Kritik an einigen meiner Thesen sehr dienlich war, sowie den Unterassistentinnen des Fribourger Lehrstuhls, die ebenfalls an den Korrekturarbeiten beteiligt waren.

Nicht zuletzt bedanke ich mich bei meiner Familie, die mich in diesen Sommermonaten (2023) tapfer mit Korrekturarbeiten am Buch geteilt hat.

Katja Kauer

1 Einleitung

1.1 Sind *Gender Studies* immer feministisch?

For the master's tool will never dismantle the master's house. They may allow us temporarily to beat him at his own game, but they will never enable us to bring about genuine change. And this fact is only threatening to those women who still define the master's house as their only source of support.
Audre Lorde

Worin unterscheiden sich eine Feministische Kultur- und Literaturwissenschaft von *Gender Studies*? Seien wir ehrlich, für Studierende und Dozierende, die sich weder mit *Gender* noch mit Feminismus intensiv beschäftigen, ruft der eine wie der andere Begriff etwas wach, das mit Frauen zu tun hat (und von Frauen betrieben wird). Diese Assoziation ist auch nicht völlig von der Hand zu weisen, denn dem Einzug von *Gender Studies* in die akademische Welt ging eine feministische Welle voraus, die die „Frauenfrage“ in viele gesellschaftliche Bereiche trug und damit auch in die Wissenschaft. Als sich die Feministische Literaturwissenschaft in den späten 1970er und den 1980er Jahren zu etablieren begann, richtete sie ihr Augenmerk darauf, sich sowohl kritisch mit literarisch hinterlegten Frauenbildern auseinanderzusetzen, als auch darauf, Autorinnen aus der Vergessenheit oder aus den Nischen des minderwertigen Dichtertums zu befreien. Wenig überraschend waren es Frauen, die unter dem Namen ‚Feministische Literaturwissenschaft‘ die Tür für Geschlechterdiskurse in den Philologien öffneten; was nicht bedeutet, dass alle Männer über die feministischen Ambitionen die Nase gerümpft hätten. Emanzipationsansprüche gaben den Grundton in der Feministischen Literaturwissenschaft an; Emanzipation von tradierter Literatur- und Kunstbewertung, mithin eine Befreiung von patriarchalisch vorgeprägten Rastern. Die Genese des Forschungsinteresses aus der zweiten Welle der Frauenbewegung ist unbezweifelbar. Der gesellschaftliche Kampf von Frauen um den ihnen gebührenden Raum, der über den reproduktiven Aufgabenbereich „Kinder, Küche und Kirche“¹ hinausging, nährte den Wunsch nach einer Expertise darüber, auf welche Weise die bestehende Kultur Weiblichkeits- und Männlichkeitsbilder tradiert.² Den radikalen Feministinnen der zweiten Welle der Frauenbewegung galt das bestehende Konzept von Weiblichkeit als eine von Männern produzierte Phantasie, die Frauen zum sexuellen Objekt degradiert

1 Paletschek 2001, S. 419.

2 Einer der unbestrittenen feministischen Klassiker, der dieser Frage nachgeht, stammt von Silvia Bovenschen (1946–2017), die niemals eine ordentliche Professur erhielt, obwohl sie als brillante feministische Denkerin gefeiert wurde. Vgl. Bovenschen 1976.

habe.³ Auch gemäßigte Stimmen, wie die der in der amerikanischen Frauenbewegung sehr gefeierten Mittelschichtsfeministin Betty Friedan, stuften die bestehenden Weiblichkeitsvorstellungen als ein Unterdrückungsinstrumentarium ein, das die Energie der Frauen auf ausgediente, gesellschaftlich irrelevante Dinge umlenken würde und ihnen dadurch die Möglichkeit, sich als soziale Subjekte zu behaupten, entzöge.⁴ Bürgerliche Werte wie Rationalität und Selbstständigkeit seien den Frauen durch die Weiblichkeitsvorgaben miesgemacht worden. Ihr Streben werde im Patriarchat nur auf ihre äußerliche Erscheinung, auf unproduktive Arbeit und Konsum gerichtet. Bereits 1951 [1949] hatte Simone de Beauvoir in dem philosophischen Grundlagenwerk der Frauenbewegung dargelegt, dass die Vereidigung der Frau auf Weiblichkeit ein *Mindset* produziere, durch das Frauen ihren eigenen Körper nur als Objekt für den Mann empfinden und sich selbst nur als passiv wahrnehmen können. Ihre Sozialisation verhindere, dass Frauen einen vollständigen Subjektstatus erreichen könnten oder dies auch nur anstreben würden.⁵

Für Kultur- und Literaturwissenschaftlerinnen war eine Untersuchung aus historischer Perspektive zu dem Themenkomplex der gesellschaftlich konstruierten Frauenrollen deshalb geboten. Die erwähnten feministischen Theoretikerinnen der Frauenbewegung stützten ihre philosophischen Analysen, indem sie kulturelle Phänomene betrachteten und literarische Texte zitierten. Die Literatur war auch für die Gesellschaftskritikerinnen bereits ein dankbarer Pool, aus dem sie sich bedienen konnten, um Belege für ihre Thesen zu finden. Die Aufarbeitung der Weiblichkeitsmythen versprach daher auch für Fachwissenschaftlerinnen, die dieses Vorhaben mit literaturwissenschaftlichen Methoden angingen, erkenntnisfördernd zu sein. Wissenschaft ist nie unabhängig von den gesellschaftlichen Bedingungen, unter denen sie ausgeübt wird. Gleiches gilt jedoch auch für die Bewertung der Wissenschaft. Betrieben Frauen Literaturwissenschaft mit feministischen Ambitionen, konnte dieses Bestreben, aus einem konservativen Blickwinkel betrachtet, als irrelevantes Phänomen, als Nischenwissenschaft abgetan oder als eine künstliche Karriereschmiede von Frauen degradiert werden. Trachteten Frauen durch ihre feministischen Ambitionen nicht nur danach, einen Platz in der Forschung einzunehmen, der nicht schon von Männern besetzt ist bzw. beansprucht wurde? Das sah freilich nicht jede*r so, besonders aus Reihen der Studierenden war ein Bedarf an feministischer Kritik vernehmbar.

Tatsächlich gab es so etwas wie Stars der Feministischen Wissenschaft, die Generationen von Student*innen beeinflusst haben, doch nicht wenige Menschen scheuten davor zurück, sich emphatisch als feministische*r Wissenschaftler*in zu bezeichnen. Einerseits mieden viele Frauen den Begriff, weil das Label ‚Feministin‘ bis weit ins 20. Jahrhundert hinein einen uncharmanten Anstrich hatte, da er die Assoziation von „unweiblichem Auftreten“ eröffnete, andererseits war das Bekenntnis zum Feminismus auch deshalb ein eher unkluger Schachzug, weil das Gebot, dass Wissenschaft

3 Vgl. Millett 1971.

4 Vgl. Friedan 1975.

5 Vgl. Beauvoir 1949/1951.

geschlechtsneutral zu sein habe, einen Appell enthielt, durch den feministische Bemühungen, die von einem parteiischen Standpunkt aus operieren, lächerlich gemacht werden konnten. Eine Germanistin, die in den 1970er und 1980er Jahren Karriere machen wollte, tat nicht unbedingt gut daran, den Feminismus vor sich herzutragen, zumal sie sich bewusst war, dass sie sich einer Berufungskommission gegenübersehen würde, die hauptsächlich aus Männern bestand. Sachlichkeit, nicht etwa feministisches Engagement galt als Tugend, die eine Lehrstuhlinhaberin aufweisen sollte. Durch die feministische Wissenschaft ist zwar belegt worden, dass Wissenschaft unter patriarchalischen Bedingungen keineswegs so vorurteilsfrei agiert, wie sie vorgibt, nur war es für Menschen schwer, dieser Beweisführung zu folgen, da die Stimmen, die diese Argumente verlauten ließen, als zu parteiisch und vorurteilsbehaftet verworfen worden waren. Die auf Albert Einstein zurückgehende Postkartenweisheit: „Probleme kann man niemals mit derselben Denkweise lösen, durch die sie entstanden sind“,⁶ gilt zweifellos auch für patriarchalisch geprägte Denkweisen, z. B. innerhalb der Literaturwissenschaft. Sie konnten kaum von denjenigen als Problem erkannt werden, die sich ihrer befleißigten. Strukturelle Blindheit ist Teil eines jeden Systems. Der Weg des Feminismus, der diese Blindheit anklagte, war holprig und führte nicht geradeswegs ins Ziel allgemeiner wissenschaftlicher Akzeptanz.

Neben der Aufarbeitung von Weiblichkeitsmythen gab es auch andere Stoßrichtungen, die feministisch inspiriert waren und Frauen als Künstlerinnen Anerkennung verschaffen wollten. Die feministischen Forscherinnen setzten sich dafür ein, den Kanon zu erweitern. „Frauenliteratur“, ein Schimpfwort von jeher, müsse von den Bedingungen ihrer Produktion und Rezeption her beurteilt werden, so lautete eine Annahme der Feministischen Literaturwissenschaft. Das führte zu einer, wenn auch recht lautlosen, Wiederentdeckung von Autorinnen vergangener Epochen oder auch zu einer Rehabilitierung von Schriftstellerinnen, die aus der Perspektive der herkömmlichen, androzentrischen Literaturwissenschaft mit dem verächtlichen Label ‚Unterhaltungsautorinnen‘ versehen worden waren, heutzutage jedoch fraglos seminartauglich und reflexionswürdig sind. Einschlägige Publikationen, u. a. von Sigrid Weigel, Silvia Bovenschen und Elisabeth Lenk gingen in den 1970er und 1980er Jahren zum Beispiel der Frage nach, was unter einer weiblichen Ästhetik zu verstehen sei.⁷ Schreiben Frauen anders als Männer, und wenn ja, wie lässt sich die „Andersheit“ systematisieren? Ihre Thesen räumten mit lächerlichen Biologismen auf und vermochten, einen bestimmten „Mehrwert“ in Texten von Frauen zu verteidigen. Gewiss nicht bei allen, doch bei vielen Texten, ist die geschlechtliche Sozialisation der sie schöpfenden Person nicht unerheblich. Schriftstellerinnen widmeten sich oft anderen Themen als ihre Kollegen und wählten andere Formen der Darstellung. Dies hängt vornehmlich mit ihrem weiblichen Lebenskreis zusammen. Das wissenschaftliche Interesse an diesen Texten kann von den Bedingungen ihrer Produktion nicht völlig abstrahieren. Die produktionsästhetische

6 Vgl. etwa <https://www.zitate-online.de/sprueche/wissenschaftler/265/probleme-kann-man-niemals-mit-derselben-denkweise.html> [letzter Zugriff im Februar 2023].

7 Vgl. Weigel 1988a; Bovenschen 1976; Lenk 1976.

und die rezeptionsästhetische Seite dieser Texte lässt sich ohne Bezugnahme auf *Gender* (das soziale Geschlecht) kaum seriös beurteilen. Die misogynen Vermutung, dass eine rührselige Erfolgsautorin des 19. Jahrhunderts wie E. Marlitt (1825–1887) oder eine dem Realismus verpflichtete Schriftstellerin wie Marie von Ebner-Eschenbach (1830–1916) deshalb ihre Eheanbahnungsgeschichten seichter und unkritischer behandelt hätten als es männliche Kollegen wie zum Beispiel Theodor Fontane (1819–1898) getan haben, einfach weil sie als Frauen weniger Talent zum kulturkritischen Blick gehabt hätten, ist im 21. Jahrhundert nicht mehr haltbar. Der geschärfte literaturgeschichtliche Blick stellt schon die Prämisse in Frage, dass Texte von Frauen im Allgemeinen und Texte von Erfolgsautorinnen im Besonderen unkritischer gewesen seien als die ihrer zeitgenössischen Kollegen. War die Darstellung der Tragik einer sich von der gesellschaftlichen Bewertung so abhängig zeigenden Frauenrolle wie in der Geschichte von *Effi Briest* (erschienen 1896) wirklich einem allein dem Manne vorbehaltenes Terrain, weil nur er das Phänomen rational durchschauen konnte? Oder liegt der Unterschied zwischen Eheanbahnungs- bzw. Ehebruchsgeschichten aus weiblicher und männlicher Feder nicht vielmehr darin, dass das Scheitern an gesellschaftlichen Fesseln durch Frauen einfach anders dargestellt worden war? 1983 konstatiert Sigrid Weigel, dass es für schreibende Frauen im männerdominierten Literaturbetrieb unabdingbar war, von Männern geschaffene Frauenbilder nachzuahmen.⁸ Die weibliche Perspektive gibt sich nicht durch lautstarken Widerstand gegen das Patriarchat kund. Die Autorinnen sind mit der paradigmatischen Verkettung von ‚Weiblichkeit‘ und ‚Sünde‘ besser vertraut als mit weiblicher Freiheit. Frauen haben die bestehenden Frauenbilder verinnerlicht, jedoch zeigt ihre Literatur, dass, selbst wenn sie sich den Spielregeln des Patriarchats beugen, Autorinnen nicht selten ihre dichtenden Kollegen bei der Darstellung des herrschenden Frauenbildes mit mehr Finesse zu überbieten vermögen. Was in ahistorischer Perspektive als sentimentale Langeweile daherkommt, bot für die zeitgenössischen Leser*innen Identifikationspotential. Den Gräfinnen oder den Mägden, den Giselas⁹ und Boženas¹⁰ konnten die von einem besseren Leben träumenden Frauen nachträumen und sie konnten versuchen, deren in den Romanen vorgeführte Handlungsweisen und deren Ideologiekritik in ihr eigenes, reales Leben zu integrieren. Das Schicksal einer Effi Briest aber gemahnte nur an dunkles Unheil. Sich mit einer unsinnigen Liebelei dem Ehejoch zu entziehen, bot für die kleinbürgerliche Leserin keine sinnvolle Perspektive. Dieses Studienbuch wird auf die weibliche Schreibpraxis und ihre verbürgte Minderwertigkeit noch einmal thematisch im Schlusskapitel zurückkommen, obwohl bereits ein Blick auf die akademische Kanon-Erweiterung, die seit den 1980er Jahren stetig betrieben wurde, empirische

8 Vgl. Weigel 1988b, S. 144.

9 „Reichsgräfin Gisela“ ist ein Entwicklungsroman der Autorin E. Marlitt, der 1869 in der auflagenstarken Familienwochenschrift „Die Gartenlaube“ veröffentlicht wurde.

10 „Božena“ ist ein 1876 veröffentlichter, spätrealistischer Roman von Marie Ebner-Eschenbach, der das Schicksal einer böhmischen Magd darstellt. Im letzten Kapitel werde ich auf ihn zu sprechen kommen.

Beweise dafür liefert, dass die Feministische Literaturwissenschaft half, blinde Flecken zu beleuchten und so genannte Unterhaltungsautorinnen zu nobilitieren. Studierende in der Gegenwart können sich vermutlich gar nicht vorstellen, warum in einem patriarchalisch orientierten Literaturbetrieb bestimmte, heute fraglos zum Kanon gehörige Texte einst als akademisch unbrauchbar angesehen worden waren. Die bereits in den 1970er Jahren wiederentdeckte, vielgelobte und vor allem bis heute gern gelesene Autorin Irmgard Keun (1905–1982) war gerade, weil sie die weibliche Lebensrealität in der Weimarer Republik so gut einfangen konnte, vor männlichem Chauvinismus nicht gefeit. Kurt Tucholsky beispielsweise goutiert wohl ihren Humor, aber ihm gelingt es nicht, Keuns Debütroman *Gilgi – eine von uns* (1931) so zu besprechen, als wäre seine Urheberin mit ihm auf Augenhöhe. Den Text bespricht er als den eines „Kleinmädchens“.¹¹ Keuns Heldin Gilgi entscheidet sich gegen ein Leben mit dem Vater ihres Kindes, weil die Vereinbarkeit von Selbstständigkeit und Liebe ihr nicht möglich erscheint. Diesen Freiheitsentwurf hält Tucholsky für „schief“,¹² überhaupt sei die Darstellung des Liebesverhältnisses etwas, das Tucholsky als unangemessen abtut. In Anbetracht des Haders, den Tucholsky gegenüber romantischen Liebeskonzepten und Monogamie in seinen eigenen Texten ausbreitet, wundert es umso mehr, dass eine Kollegin in seinen Augen nicht ähnliche Vorbehalte gegenüber dem romantischen Liebesversprechen hat äußern dürfen. Den Widerstreit zwischen romantischer Sehnsucht, die in jeder Schlagermusik erklingt und neusachlicher Subjektivierung, in der Liebe nur als kameradschaftliche Gemeinschaft, nicht realitätsverblendendes Element erlebt werden soll, stellt der Debütroman von Irmgard Keun als Widerstreit in der weiblichen Lebensführung überzeugend dar. Sentimentale Lebensentwürfe haben Frauen wie mit der Muttermilch eingesogen. Die Zeit der Weimarer Republik, in der Frauen das erste Mal in der Geschichte Bürgerrechte genießen, zwingt Keuns Protagonistinnen dazu, sich zu verbieten, diesen alten Zöpfen und Mädchenträumen nachzuhängen. Eine Abwehrstellung gegen eine als unmodern angesehene Gefühlskultur kennzeichnet daher Keuns Heldin, die dann aber doch ihre Gefühlsverweigerung nicht durchhalten kann. Gilgi ist weder naiv, noch ist sie emotional erkaltet. Sie entscheidet sich dafür, ihr Leben in die Hand zu nehmen, aber diese Entscheidung ist keine egoistische. Der Text bringt enormes Verständnis für Gilgis Kämpfe, Krisen und Leidenschaften auf. Die Leserin fühlt mit ihr, identifiziert sich mit ihr. Genau diese Qualität des Romans, ein Identifikationsangebot zu liefern (wie es der Untertitel bereits deutlich macht: „eine von uns“) beförderte die paternalistische Herablassung.

Die Bewertung nach zweierlei Maß, wonach die Heldin aus weiblicher Feder als langweiliger, sentimentaler und kulturell minderwertiger annonciert worden war als die Heldin, die die männliche Imagination hervorgebracht hat und die als aufregender, mutiger, unkonventioneller und kulturkritischer galt, mag heutzutage unsinnig erscheinen, umso unsinniger, wenn wir uns Figuren wie Gilgi vor Augen führen, die

11 Tucholsky 1975, Bd. 10, S. 24–29 (zuerst in: Die Weltbühne, Nr. 5, 2. Februar 1932, S. 177).

12 Vgl. ebenda.

Konventionen brechen. Unbestreitbar feierte die Feministische Literaturwissenschaft Erfolge und es gelang ihr, die studentischen Perspektiven auf Texte zu erweitern, jedoch schien schon in den 1990er Jahren das Bedürfnis nach einer Wissenschaft aus einer frauenspezifischen Perspektive bzw. nach einer weiblichen Literaturgeschichte leidlich gestillt zu sein.

1.2 *Gender Studies* als Eindämmung feministischer Diskurse

In den 1990er Jahren begannen daher Studierende und Dozierende das Wort ‚Feminismus‘ zu umgehen, weil es allzu klischeehaft und politisch daherkam. Die Beschäftigung mit Geschlechterfragen konnte und sollte damit allerdings nicht aus dem Wissenschaftsbetrieb verbannt werden. Viele Forschungsdesiderate waren durch den feministischen Diskurs erst sichtbar geworden. Man bediente sich jedoch ab den 1990ern des Paradigmas *Gender Studies*, wenn man diesen Fragen nachging. Das unpersönliche „man“, von feministischen Linguistinnen wie Luise Pusch¹³ als lächerliches Relikt altväterlich geprägter Sprechweisen angeprangert, ist in diesem Fall kein stilistischer Fehler. *Gender Studies* wurden gegenüber der Feministischen Literaturwissenschaft nominell vermännlicht, denn nun war eindeutig Männlichkeitsforschung miteinbezogen,¹⁴ und tatsächlich wurden diese Studien auch von Männern betrieben.¹⁵ Wissenschaftler waren dazu eingeladen, am Genderdiskurs produktiv teilzuhaben, als würde männliche Autorenschaft in diesem Feld den unmerklichen Geruch des „Hexengebräus“, das sich unter dem vorherigen Label verbarg, vertreiben können. In den 1990er Jahren wurde die Feministische Literaturwissenschaft durch das Paradigma der *Gender Studies* abgelöst. Nicht Frauen, Frauenthemen oder eine weibliche Literaturgeschichte stand im Fokus des Interesses. Die allgemeine Konstruktion von Geschlecht bestimmte den Lehrplan. Obwohl *Gender Studies* einerseits populär wurden, bleiben sie andererseits bis in das neue Jahrtausend dennoch etwas, das mit Frauen, Frauenforschung und Nischenbildung assoziiert werden konnte. *Gender* kann jede/r, braucht aber niemand, denn in gewisser Weise seien die Fragen überholt, war ein verbreitetes Vorurteil. Hatte nicht schon Simone de Beauvoir belegt, wie Weiblichkeit produziert wird, was also gibt es dazu noch zu sagen? Die Verbannung des Labels ‚Feminismus‘ konnte nicht alle Skeptiker*innen befrieden, leistet(e) allerdings der Popularisierung des Forschungsfeldes Vorschub. Populäres ist jedoch auch häufig verdächtig. Neben der herkömmlichen Kritik an einem zu starken Fokus auf Geschlecht in der Wissenschaft, erbosten sich auch andere Stimme über *Gender Studies*, z. B. wegen

13 Vgl. Pusch 1991.

14 Vgl. Weissberg: Weiblichkeit als Maskerade, 1994; Benthien/Stephan: *Männlichkeit als Maskerade*, 2003. Ich nenne diese beiden Publikationen, um zu verdeutlichen, dass schon durch den Vergleich der Titelgebung deutlich wird, dass „Männlichkeit“ wie „Weiblichkeit“ ein Forschungsobjekt darstellt.

15 Auch in der germanistischen Männerforschung gibt es Pioniere, die sich der Integration von Männerforschung in die *Gender Studies* gewidmet haben und die heute als Klassiker gelten Vgl. Erhart/Herrmann 1997, S. 3–31.

ihres exkludierenden Jargons. Sahra Wagenknecht, die umstrittene Politikerin, hat 2021 in ihrem populistischen, vieldiskutierten Buch *Die Selbstgerechten* einigen, sich als „links“ und damit als gesellschaftskritisch bezeichnenden Akteur*innen unterstellt, dass ihr Linkssein zu bloßem „Lifestyle“ verkommen wäre, der sich in Sprachsensibilität statt in Mitgefühl für Minderheiten äußere.¹⁶ Sie beklagt sich darüber, dass sich diese Menschen eines moralisierenden Sprachduktus bedienen würden, ohne Empathie für die wirkliche soziale Frage aufzubringen. Dass eine solche Behauptung provoziert, steht außer Frage. Gräben zu ziehen, ist nicht unbedingt sinnvoll, doch würden wir eine solche blasphemische Analogie einmal wagen, könnte auch den *Gender Studies* ein gewisser selbstverliebter Sprachduktus nachgesagt werden, in dem sich einige Feministinnen nicht mehr wiedererkannten. Genderkritik wäre, so argwöhnisch betrachtet, eine rein akademische Methode, die unter Ausschluss einer breiten Öffentlichkeit betrieben wird und keine gesellschaftspolitische Haltung mehr einschließen würde. Statt durch die geschlechterkritischen Analysen etwas wie Emanzipation oder Patriarchatsdemontage voranzubringen, verkämen *Gender Studies* zu einem „Lifestyle-Label“. Diese Analogie möchte ich nicht unterstützen. Sie würde letztendlich nur einem Antigenderismus dienen, der aus einer ganz anderen Ecke als der des Feminismus erklingt. *Gender Studies* haftet allerdings tatsächlich nicht notwendigerweise ein weiblicher Emanzipationsdiskurs, nicht einmal immer eine praktische Orientierung, an, denn *Gender Studies* traten, zumindest in der Literaturwissenschaft, meist als Theoriediskurs in Erscheinung und seltener als Methodik der Textanalyse. Sowohl aus patriarchalischer als auch aus emphatisch feministischer Perspektive konnte sich des Eindrucks von einer Elfenbeinturm-Wissenschaft und selbstreflexiver Spielerei nicht erwehrt werden. Auf konservativer Seite war die Kritik an Gendertheorie sowieso nie ganz abgerissen, aber leider auch Menschen, für die die „Frauenfrage“ wichtig war, lehnten diese in Teilen ab, weil der gendertheoretische Duktus von der Praxis völlig abgehoben zu sein schien. Judith Butler weist in einem Aufsatz darauf hin, dass die abwertend als ‚Genderismus‘ diskreditierte Gendertheorie immer mehr zum Sündenbock in der Argumentation rechtskonservativer Politik mutiert. Was es gegen Gendertheorie zu sagen gibt, ist: „reaktionäre Hetze, ein Bündel aufwiegelnder Widersprüche und inkohärenter Behauptungen und Anwürfe.“¹⁷ Umso dringlicher scheint es geboten, feministische Diskurse und Genderdiskurse in der praktischen Arbeit, in unserem Fall literaturwissenschaftlich, zu verbinden und kreativ in Textanalysen einzuflechten. Ideologisch gefärbter Kritik ist nicht durch Theorie-Debatten beizukommen. Wie sinnvoll *Gender* als strukturelle Kategorie ist, zeigt sich, wenn mit ihr gearbeitet wird.

In den 1990er Jahren gab eine Publikationsflut, getragen vom Konstruktivismus, in der die entnaturalisierenden Thesen über Geschlecht, die Judith Butler berühmt gemacht haben, wiedergegeben wurden. Nach Butler handelt es sich bei Geschlecht

16 Vgl. Wagenknecht 2021, S. 21.

17 Butler 2022, S. 22.

um eine primär kulturelle Konstruktion, deren angenommene Basis Sex (biologisches Geschlecht) nur als ein Effekt des sozialen Geschlechterdiskurses auftritt.

Konstruktivismus ist eine erkenntnistheoretische Position, die die Philosophie des 20. Jahrhundert prägt. Sie zeichnet sich dadurch aus, dass die Realität und Wahrheit als etwas verstanden wird, das nicht unabhängig vom Individuum und dessen Situierung erkannt werden kann. So sind die Realität und die Wahrheiten stets durch die Wahrnehmenden konstruiert. Auf Geschlecht/Gender bezogen bedeutet dies, dass die Wahrnehmung bestimmter körperlicher Merkmale und bestimmter geschlechtlicher Zuordnungen immer auch dem entspricht, was in der jeweiligen Kultur als männlich oder weiblich zu verstehen erlernt worden ist. Diese Attribute bilden kein eindeutiges Abbild der Natur oder der Biologie, sondern sind immer eine Konstruktion.

In Butlers Theorie war das weibliche Subjekt als solches, das in Solidarität mit anderen weiblichen Subjekten gegen das Patriarchat, über soziale Grenzen hinweg, verbunden durch dieselben, unverbrüchlichen biologischen Anlagen, nicht mehr ahistorisch zu denken. Nicht aus allen Frauen werden Schwestern, naiv wäre es nach Butler zu glauben, dass das Merkmal der Weiblichkeit für jede Frau dasselbe wäre und sich somit jede Frau mit jeder anderen zwangsläufig verbunden sähe. Es ist nicht unverständlich, dass Butlers Thesen damals als gleichermaßen inspirierend wie auch verstörend wahrgenommen und tausendfach repliziert und exerziert worden waren. Für das Fach Germanistik sind diese Thesen erst einmal gar nicht so folgenreich. Die Frage nach der Essenz von Weiblichkeit und Männlichkeit stellt sich für Literaturwissenschaftler*innen nicht. Wenn wir mit einer Figur, die beispielsweise ein Kind erwartet, wie Johann Wolfgang Goethes Gretchen (als *Gretchentragödie* schon im *Urfaust* enthalten), Gerhard Hauptmanns Rose Berndt (im gleichnamigen Schauspiel 1903 auf die Bühne gebracht), Eduard von Keyserlings Fräulein Rosa Herz (im gleichnamigen naturalistischen Roman von 1890) oder Vicki Baums Helene Willfüer (der Protagonistin von Baums neusachlichen Debütroman *Stud. chem. Helene Willfüer*, 1928) konfrontiert werden, erfahren wir in all diesen prominenten Beispielen nichts über biologische Prozesse, kaum etwas über körperliche Veränderungen, sondern wir lesen von den sozialen Bedingungen, unter denen diese Frauenfiguren ihre Schwangerschaft erleben, oft auch erleiden. Selbst wenn wir die naturbedingte Basis von Geschlecht nicht in Frage gestellt wissen wollen, auf der Ebene der Literatur wird Geschlecht immer als soziales Geschlecht verhandelt, auch in dem Moment, wenn sie vom „biologisch bedingten Schicksal“ einer Frau erzählt. Im Plot begegnen wir keinem Hormonspiegel, keiner biologischen Wahrheit über einen Körper, sondern der Tragik, die ein unehelich gezeugtes Kind für die Mutter in früheren Zeiten bedeutet hat. Für ein Gretchen des 18. Jahrhunderts ist es noch härter, als ledige Mutter zu gelten, als für eine Helene

des 20. Jahrhunderts, weil die Frauenemanzipation inzwischen Fortschritte gemacht hatte. Die literarisch dargestellten Konflikte mit der Schwangerschaft beziehen sich in beiden Fällen jedoch auf die Rolle als Frau. Die Assoziationen, die mit der Zuschreibung weiblicher und männlicher Geschlechtereigenschaften in der Literatur verbunden werden, bleiben stets auf der Ebene der sozialen Rolle. Ob nun Essentialistin oder Konstruktivistin, die Phänomene, die in der Literatur unter den Begriffen ‚männlich‘ und ‚weiblich‘ firmieren, bergen keine intrinsische Assoziation mit *Sex*, d.h. sie sind von der biologischen Konstitution abgekoppelt.¹⁸

Die Nützlichkeit von Judith Butlers bahnbrechender Pointe, dass die Natur von Geschlecht, im Englischen bezeichnet mit *Sex*, niemals erkennbar ist, weil diese durch die soziale Konstruktion verstellt, überblendet, in gewisser Weise erst ins Leben gerufen wird, bedarf in der literaturwissenschaftlichen Arbeit keiner besonderer Begründung.¹⁹ Textanalysen können dazu dienen, offenzulegen, wie Vorstellungen von ‚Mann‘ und ‚Frau‘, auch auf der Ebene biologischer Diskurse, gesellschaftlich produziert werden. Das heißt, Judith Butlers Thesen stehen ohnehin in einem logischen Zusammenhang mit Literatur. Butlers Konzepte bedienen sich rhetorischer Begriffe oder sie stammen, wie der Begriff der Performanz, aus dem Kontext des Theaters. Es liegt auf der Hand, dass sowohl das Medium der Literatur am Geschlechterdiskurs teilhat, als auch dass eine konstruktivistische Kritik am Geschlechterdiskurs durch literarische Texte Gestalt gewinnen oder untermauert werden kann. Die praktische Arbeit am Text kann die Theorie illustrieren. Literarische Texte zeitigen den Effekt, angebliche Naturwahrheiten über Männer und Frauen zu verbreiten, denken wir an die vielfältigen Figurierungen der *Femme fatale* zu Beginn des 20. Jahrhunderts. Beispielhaft ist Frank Wedekinds *Femme fatale* Lulu (1895/1904), die als reines Geschlechtswesen figuriert wurde. Männer ins Unglück zu stürzen ist ihr wesentlich. In Texten dieser Couleur wurden sowohl Wollust als auch Unersättlichkeit und Morallosigkeit als essentielles Merkmal der Weiblichkeit dargestellt, das nur durch Erziehung eingeehgt werden kann. Ende des 20. Jahrhunderts, Anfang des 21. Jahrhunderts, wird naturhafte Triebgesteuertheit eher den Männern zugeschrieben. Ein ganzes Genre, nämlich das der Popliteratur der 1990er Jahre, erzählt davon, wie Männer sich sexuell nicht im Griff haben; Heteromaskulinität scheint geradezu die Annahme einer Unbeherrschbarkeit des männlichen Triebes vorauszusetzen. Der männlichen Ich-Figur in Stuckrad-Barres

18 Jehlen 1995, S. 263: „The terms of critical analysis, its references and allusions, its very structure, these critics now find, incorporate assumptions about the nature of sexual identity that organize and even suggest critical perception. When we describe certain verse cadences as ‚virile‘ while naming some rhymes ‚feminine‘, when Boswell explains judiciously that ‚Johnson’s language ... must be allowed to be too masculine for the delicate gentleness of female writing‘, the conventional meanings of ‚masculine‘ and ‚feminine‘ shape the sense of literary phenomena that have no intrinsic association with sex.“

19 Vgl. Butler 2021. Mit der deutschen Übersetzung von „Gender Trouble“, die 1991 das erste Mal erschien, wurde eine die Weiblichkeit de-essentialisierende Diskussion eröffnet. Die deutsche Übersetzung birgt einige Rezeptionsschwierigkeiten, als angenehmer zu rezipierende „Zusammenfassung“ der damals virulenten Thesen empfehle ich einen etwas weniger bekannten Text: Butler 1991.

Soloalbum (1998), ein Roman, der in vielerlei Hinsicht paradigmatisch für das Genre ist, dient die Untreue als Ausweis von Männlichkeit und wird als männliche Naturnotwendigkeit behandelt. Die beiden, einander sich widersprechenden Vorurteile über das weibliche bzw. männliche Sexualverhalten basieren auf einem Diskurs, der jeweils auf die biologische Konstitution rekurriert. Ist es nicht logisch, dass Frauen mit ihren kleineren Gehirnen, ihrer monatlichen Menstruation bereits auf physiologischer Ebene mehr durch ihre Geschlechtlichkeit bestimmt sind als Männer? Weibliche Eigenschaften wie die der Hysterie (abgeleitet vom altgriechischen *ὑστέρα* = Gebärmutter) zeigen, wie Frauen als Wesen durch ihre Geschlechtlichkeit strukturiert sind. Aber halt: Ist es nicht logischer, dass ejakulationsfähige Wesen wie Männer daran interessiert sind, ihr Erbmaterial breit zu streuen und gesellschaftliche Einrichtungen wie Monogamie und Treue ihrer „biologisch bedingten Aufgabe“ nur im Wege stehen, so dass der Ausbruch aus dieser Fessel etwas ist, was von Männern jederzeit erwartbar ist, ja was in gewisser Weise ihre naturhafte Männlichkeit nur beweist? Frauen, die monatelang den Nachwuchs tragen und nicht sofort wieder bereit für eine Schwangerschaft sind, versuchen den Vater des Kindes mit Sentimentalität an sich zu binden, damit er sie und ihren Nachwuchs unterstütze.²⁰ Aus dem Tierreich, bei Katzen etwa, sehen wir, dass die natürliche Aufgabe des männlichen Geschlechts nur in der Zeugung, nicht in der Aufzucht liege. Darf es einem Mann verübelt werden, wenn er dem Ruf seiner Natur folgt und seiner hochschwangeren Frau sexuell untreu wird? Beide Argumente sind logisch aufgebaut, befinden sich im Wahren eines jeweiligen Diskurses, weisen eine zeitgenössische Folgerichtigkeit auf, die sich in beiden Fällen auf „Natur“ beruft, ohne allerdings in der Lage zu sein, etwas über eine vom gesellschaftlichen Diskurs unabhängige Natur von Männlichkeit und Weiblichkeit auszusagen. Beide Annahmen über Geschlecht enthüllen nichts über die wahre Natur des Weiblichen und Männlichen.²¹ Literaturwissenschaftler*innen ist es schlicht nicht möglich, sich dem Unterfangen zu stellen, Naturwahrheiten über Geschlecht herausfinden zu wollen oder/und anthropologische Konstanten zu verteidigen; es wäre möglich, auch ohne Butlers Thesen paradigmatisch voranzustellen, kluge Textarbeit so zu betreiben, dass sie eine ähnliche konstruktivistische Wendung nehmen würde. Unter dem Paradigma

20 1995 unternahm Claus Wedekind eine Studie, die die These beförderte, dass Frauen, die mit der Pille verhüten, „unmännlichere Männer“ attraktiv finden, die sich der Pflege ihres Nachwuchses widmen würden, denn ihr Hormonspiegel suggeriert eine Schwangerschaft. Bis in die 2010er Jahre gab es populärwissenschaftliche Abwandlungen dieser These, in der die Männlichkeit resp. Unmännlichkeit zwar biologistisch begriffen werden sollten, aber das Konzept immer nur aus der Perspektive einer sozialen Rolle betrachtet wurde, ohne dass den Autor*innen die soziale Dimension ihres Männlichkeitsbild bewusst zu sein schien. „Bei Frauen, welche die Pille einnahmen, war die Hormonkonzentration während des Zyklus relativ gleichbleibend mit der Folge, dass diese keine Präferenz mehr für besonders maskuline Männer zeigten.“ „[B]esonders maskuline Männer“ sind in diesem Artikel Männer, die keinen „weichen weiblichen“, sondern „markanten männlichen Ausdruck“ zeigen. Es scheint durch die Referenz auf einen „männlichen Ausdruck“ evident, dass der Artikel bei seinem Versuch, biologische Prozesse zu beschreiben, sich im Feld gesellschaftlicher Zuschreibungen an den Begriff von Männlichkeit bewegt, siehe Weiden 2009.

21 Vgl. zur Unterscheidung zwischen im Wahren eines Diskurses und der Wahrheit Foucault 1991.

der *Gender Studies* lässt sich die Konstruktion von Geschlecht entlarven. Wird dabei mit einer historischen Perspektive auf Frauen- und Männerbilder gearbeitet, bestätigt bereits die Wandelbarkeit der Bilder, dass die wahre Natur von Männern und Frauen, zumal für Schriftsteller*innen, ein blinder Fleck bleiben muss. Erfahrungen in der Lehre zeigen, dass auch nach über zwanzig Jahren *Gender Studies* in der Literaturwissenschaft Studierende immer wieder überrascht sind, wie historisch und kulturell vielfältig Geschlechterdiskurse sind und waren, oder rückwirkend auf ihre eigene Identität, wie wenig Wesenhaftes ihnen durch die Kategorie ‚männlich‘ oder ‚weiblich‘ mitgegeben wurde – und wie dessen ungeachtet diese unsicheren Kategorien von „großen Folgen“ für das Leben sind, wie es die berühmte Feministin Alice Schwarzer bereits 1975 durch den Titel ihrer Erfolgspublikation *Der kleine Unterschied und seine großen Folgen* zum Ausdruck brachte.

Der Erfolg des Labels der *Gender Studies* war für die feministischen Bestrebungen ein zweiseitiges Schwert. Im Sinne Stephen Greenblatts (1990) konnte dieser Diskurs einerseits als Eindämmung feministischer Zumutungen gelesen werden, obwohl er andererseits stets durch feministisches Interesse gestützt worden war. Doch die Institutionalisierung der *Gender Studies* ging mit einem Sprachduktus einher, der deutlich machen sollte, dass nun wirklich nicht jede*r etwas zum Thema *Gender* beitragen kann. War der Feminismus als eine Subversion (*Subversion*) des herkömmlichen Literaturwissenschaftsbetriebs beschreibbar, weil er auch die persönliche Lektüreerfahrung privilegierte, führten die *Gender Studies* zu einer Eindämmung/Einhegung feministischer Praxis (*Containment*), da sie sich wissenschaftlich institutionalisierten und mit Ausschlussmechanismen operierten. Feminismus wurde in den Raum der *Gender Studies* überführt, und damit in einen überschaubaren Rahmen gefasst. Allerdings führt konsequentes Genderdenken leicht wieder zu feministischer Praxis zurück, da es ungerechtfertigt ist, dass Menschen aufgrund ihres Geschlechts oder ihrer sexuellen Präferenz Nachteilen ausgesetzt sein sollten, erst recht, wenn Geschlecht kaum viel mehr ist als eine willkürliche, kontingente Zuschreibung.

Ein nicht völlig bestreitbares Vorurteil, das bis zum heutigen Tag etabliert zu sein scheint, besagt, dass *Gender Studies* vornehmlich von Frauen betrieben werden, da bei ihnen ein größeres Bedürfnis bestünde, Geschlechterklischees kritisch zu hinterfragen. Genderwissenschaft und theoretische Diskurse sind jedoch mitnichten dasselbe wie feministische Praxis. Durch die Etablierung der *Gender Studies* wurden feministische Fragestellungen theoretisch nobilitiert, die herkömmliche Wissenschaft, die nicht feministisch infiltriert war, behielt jedoch ihre Deutungshoheit. Wissenschaftlerinnen waren aufgerufen, als sachliche Wissenschaftssubjekte Themen, die ehemals dem Dunstkreis des Feminismus entsprangen, ohne Betroffenheitsgestus zu bearbeiten. Eine Genderforscherin war daher auch nicht automatisch eine Feministin. Ihre Stellung im männlich dominierten Wissenschaftsbetrieb prädestinierte sie keinesfalls dafür, im Sinne der zweiten Welle der Frauenbewegung mit anderen Frauen solidarisch zu sein, sondern, im Zweifelsfall, Karriereerwägungen vor feministische Impulse zu stellen und Konkurrenzverhalten auch gegenüber anderen Frauen an den Tag zu legen. Die